

Thomas Herzsprung

Die Schmerzbestie

Thriller

Copyright © 2025
Emo Media Verlag GmbH,
Albert-Reiß-Str. 2h, 76456 Kuppenheim
www.emo-media.de

ISBN eBook 978-3-96032-076-0
ISBN Print 978-3-96032-075-3
Cover erstellt unter Verwendung von:
© Adobe Stock / Charlie's
© iStock / sankai
© iStock / sarra22

Das Model auf dem Coverfoto steht in keinem
Zusammenhang mit dem Inhalt des Buches.
Sämtliche Personen, Orte und Begebenheiten
sind frei erfunden, Ähnlichkeiten rein zufällig.

Für Thomas

Kapitel 1

In seinem blütenweißen Kittel, mit Haarnetz und Atemmaske samt zusätzlichem Gesichtsschutz aus bruchsicherem Plexiglas kam er sich vor wie ein Doktor der Medizin, weshalb er, sobald er seine Arbeitskleidung angelegt hatte und vor seinem Operationstisch stand, von sich selbst nur als dem *Chirurgen* dachte.

Er griff nach der mit einem Schwenkarm unter der Decke befestigten OP-Leuchte und richtete sie neu aus. Die Lampe, die er einem zwielichtigen Händler in einem Warschauer Vorort für weniger als zweihundert Euro abgekauft hatte, musste fünfzig Jahre oder älter sein, doch sie funktionierte tadellos. Ihr Licht leuchtete den Brustbereich und Bauchraum der nackten Frau derart hell aus, dass es den Anschein hatte, der Haut fehlten sämtliche Pigmente. Doch das stimmte nicht. Bei Tageslicht hatte die junge Frau den Teint einer durchschnittlichen Nordeuropäerin, die ihr tägliches Lauftraining gerne an der frischen Luft absolvierte.

Der straffe Bauch hob und senkte sich im Rhythmus ihres Atems. Genau wie ihre Brüste, die zwar für seinen Geschmack recht wohlgeformte Nippel aufwiesen, im Liegen aber unförmig wirkten. Er mochte keine unförmigen Brüste, weshalb er keinerlei Erregung bei ihrem Anblick empfand. Wenn es nach ihm ging, mussten Frauen auf allen vieren vor ihm kriechen oder wenigstens knien, denn dann sorgte die Erdanziehung zwangsläufig dafür, dass ihre Brüste mehr oder (was ärgerlich war) weniger eine ansehnliche Tropfenform aufwiesen.

Nun regte sich doch etwas zwischen seinen Beinen, aber der *Chirurg* war professionell genug, diesem Gefühl nicht nachzugeben und sich stattdessen auf die Aufgabe zu konzentrieren, die vor ihm lag.

Mit einem raschen Blick auf den rollbaren Arbeitstisch neben ihm vergewisserte er sich, dass seine Instrumente – Skalpelle in verschiedenen Stärken, der Rippenspreizer

sowie die Knochensäge mit aufgeladenem Akku – dort lagen, wo er sie brauchte.

Die Kanister mit den Chemikalien standen auf der Anrichte, die er von seinem Vermieter übernommen hatte, wenn man den Obdachlosen so bezeichnen wollte, der in dem verlassenen Haus mitten im Wald untergekrrochen war, bevor er es ihm überlassen hatte. Die Arbeit mit dem Harz würde knifflig werden, das wusste er aus den vorangegangenen Experimenten, denn das Mischungsverhältnis war exakt einzuhalten, und einmal angerührt, musste er rasch und präzise zu Werke gehen, wenn er nicht alles ruinieren wollte.

Er atmete tief durch und versuchte, sich zu beruhigen. Bis der Schlauch und die Chemikalien zum Einsatz kamen, blieb noch genügend Zeit.

In Filmen lauschten Chirurgen während der Arbeit oft den Klängen klassischer Musik, entweder über Kopfhörer oder, viel besser, laut aus unter der Decke angebrachten Boxen. Er hatte das ebenfalls probiert, schon allein, um das stete Rattern des Dieselgenerators zu übertönen, der für den benötigten Strom sorgte. Mit Ohrstöpseln kam er sich jedoch isoliert vor, und die Beschallung über eine Bluetooth-Box hatte ihn nach wenigen Minuten zu sehr aufgeregt, weshalb es in seinem Operationssaal nun bis auf das Rattern und ein stetes Knacken im Gebälk des alten Daches still blieb.

Anfangs zumindest.

Später würden Schreie hinzukommen. Je nach Konstitution der jeweiligen Frau konnte dieses Stadium Stunden andauern, doch letztlich würde es wieder ruhig sein.

Inzwischen war er zu der Überzeugung gelangt, dass sich die Filmleute das Klischee des sich von Musik beriebseln lassenden Chirurgen wohl nur um der Dramatik willen ausgedacht hatten. In der Praxis lenkte Musik ein Team aus ohnehin überarbeiteten Ärzten und Pflegekräften nur unnötig ab, und außerdem (das war in seinem Fall ein echtes Problem) wusste man nie, wie die zu operierenden Frauen darauf reagierten. Und um deren Wohl ging es ja schließlich.

Er atmete bewusst und kontrolliert, während er die letzten Vorbereitungen traf und sterile Tupfer und Klemmen zurechtlegte. So langsam wurde ihm warm. An den Plastikplanen, mit denen er seinen Operationssaal notdürftig vom Rest des weitläufigen Dachbodens abgetrennt hatte, kondensierte das Wasser. Daher drehte er die mobilen Heizkörper herunter, die er ininigem Abstand verteilt hatte. Er konnte bei seiner Arbeit auf keinerlei Assistenz zurückgreifen, weswegen es niemanden gab, der ihm den Schweiß von der Stirn wischen konnte.

Vom Operationstisch erklang ein heiseres Stöhnen.

Sein Herzschlag beschleunigte sich, es ging los.

Er kehrte zurück zu seiner ... na, wie sollte er sie nennen? *Patientin*? Das klang irgendwie nicht richtig, denn die Frau erfreute sich hervorragender Gesundheit.

Opfer? Nein, sie war beileibe kein Opfer, aber über die korrekte Anrede konnte er sich später Gedanken machen, wenn es ihm dann überhaupt noch wichtig war.

Beruhigend legte er der Frau eine seiner behandschuh-ten Hände auf den Unterarm.

»Wo ... bin ... ich?« Sie schaute zu ihm hoch, wobei sie im gleißenden Licht kaum die Augen offen halten konnte. »Hatte ich einen Unfall?«

Freundlich hob der *Chirurg* die Mundwinkel, obwohl die Frau das Lächeln unter seinem Mundschutz nicht würde sehen können.

»Nein, keine Angst. Es ist alles in Ordnung«, sagte er.

Die Frau brauchte einen Moment, bis sie den Sinn hinter seinen Worten verstand. Offenbar hielt die Wirkung der Betäubung doch länger an, als er erwartet hatte.

Genauso wenig wie ein Chirurg war er ein Anästhesist, was jedoch auch keine Rolle spielte. Bei der Nächsten würde er einfach die Dosierung verringern. Für seine Arbeit brauchte er die Frauen bei vollem Bewusstsein, das war wichtig.

Sein Bruder wollte es so.

»Aber wenn mit mir alles okay ist, weshalb bin ich dann im Krankenhaus?« Die Frau versuchte, sich aufzusetzen, doch die Riemen um Handgelenke und Knöchel, die sie an

den Tisch fesselten, hielten sie zurück. Furchen gruben sich in ihre Stirn.

»Du bist in keinem Krankenhaus. Du bist bei uns«, antwortete er und nahm das 22er-Skalpell von seinem Instrumententisch, denn eine Klinge dieser Stärke erwies sich laut Fachliteratur als besonders praktikabel für den ersten Schnitt durchs Sternum, schließlich durchtrennte sie Haut, Muskeln und das Brustbein zuverlässig in nur einem Zug.

Er hielt das Instrument ins Licht und vergewisserte sich, dass die Klinge sauber war, als er bemerkte, dass so langsam Leben in die Frau kam. Sie riss an den Fesseln.

»Bei uns?«, rief sie. »Was soll das heißen? Wer sind Sie? Und ist noch jemand anderes hier?«

»Es tut mir leid, ich würde dir gerne erklären, aus welchem Grund du hier bist, aber dazu fehlt die Zeit.« Er blickte auf die Gegensprechanlage, ein klobiges Gerät in einem Gehäuse aus verstaubtem Rosenholz, das genauso alt und zuverlässig wie die OP-Leuchte war. Das rote Lämpchen brannte, was bedeutete, dass sein Bruder mithörte.

Er musste anfangen, denn er wusste nie, wie lange sein Bruder blieb.

Sanft, aber bestimmt drückte er den Oberkörper der Frau zurück auf den Tisch.

»Bleib ganz ruhig liegen«, sagte er. Dann setzte er das Skalpell in der Suprasternalgrube, der kleinen Vertiefung unterhalb des Halses, an und begann mit der Arbeit.

Das Lämpchen an der Gegensprechanlage brannte weiter rot, als Schreie der Todesangst einsetzten.

Kapitel 2

Obwohl Duhan Erdem einen nicht unerheblichen Teil seiner freien Zeit im Boxclub in der Radilostraße verbrachte, was ihm ein breites Kreuz und eine mörderische Linke eingebracht hatte, bereitete es ihm Mühe, den vollgestopften Pappkarton durch die an diesem Sonntagabend weitestgehend verwaisten Flure des Polizeipräsidiums zu schleppen. Der goldene Pokal, den er, ein paar Jahre jünger und einige Kilo leichter, in seinem letzten Kampf gewonnen hatte, ragte über den Rand der nach oben offenen Kiste hinaus. Der Rest drückte derart fest gegen den Boden, dass Duhan befürchtete, der Karton könne jeden Moment reißen.

Duhan beeilte sich, zu den Aufzügen zu kommen, und als sein Blick die kahlen Wände streifte, fragte er sich, ob er die richtige Entscheidung getroffen hatte, die Adickesallee zu verlassen.

Zwar hatte sich nicht immer alles als einfach erwiesen, aber im Großen und Ganzen war seine Zeit in Frankfurt eine gute gewesen. Schließlich hatte er es sogar geschafft, vom Streifenbeamten zum Oberkommissar beim K10 aufzusteigen.

Na ja, andererseits hatte ihm die Beförderung nicht nur Vorteile verschafft, wie er sich eingestehen musste.

Duhan kam ein Spruch seines Großvaters in den Sinn, was ihn nicht sonderlich verwunderte, da Baba zu jeder Lebenslage einen Vers aus den Suren parat hatte.

Wahrlich, mit der Erschwernis kommt die Erleichterung.

In letzter Zeit waren die Dinge aus dem Ruder gelaufen, und Duhan hatte mit seinem Ausscheiden die Reißleine gezogen.

Es konnte also nur besser werden.

Duhan drückte den Fahrstuhlknopf und wartete genervt, den Karton auf dem angewinkelten Oberschenkel abstützend. Dann, als der Lift endlich kam und die Tür sich mit einem leisen Pling öffnete, erstarrte er.

»Hano! Schön, dich zu sehen. Wie gut, dass ich dich nicht verpasst habe«, sagte eine Frau auf Türkisch und hielt den Arm in die Lichtschranke, damit die Fahrstuhltür sich nicht wieder schloss.

Nur Aylin nannte ihn Hano, und er hasste es.

Es war lange her, seit er Aylin zuletzt gesehen hatte. Trotzdem erkannte er sie sofort wieder. Das makellose, hübsche Gesicht. Die zu einem Pferdeschwanz gebundene schwarze Mähne. Die kalten Augen, deren Ausdruck sich niemals änderte, selbst dann nicht, wenn jemand (wenn er) sie gegen ihren Willen fickte oder versuchte, ihr die Kehle aufzuschlitzen.

Noch immer den Karton mit seinem Kram aus sechs Jahren Polizeidienst auf dem Bein balancierend, glitt sein Blick zu der dünnen Narbe an Aylins Hals.

Warum war die Frau nicht einfach verblutet? Damit hätte sie der Menschheit einen guten Dienst erwiesen.

»Wie bist du hier oben reingekommen?«, fragte er. Kein Zivilist konnte einfach so das Präsidium betreten und mit dem Aufzug zu den Büros der Kripo fahren, als sei er in einem verdammt *Motel One*. Das funktionierte nur mit einem Besucherausweis, gut sichtbar an der Kleidung befestigt, und an Aylins schwarzer Bomberjacke war davon keine Spur. Wobei sie den Ausweis ohnehin nie bekommen hätte, nicht in diesem Leben.

Dann schon eher eine Freifahrt in den Frauentrakt der JVA III.

»Wo sind deine Manieren, Hano? Begrüßt man so eine alte Freundin?« Die Hand noch immer an der Fahrstuhltür, trat sie auf Duhan zu und küsste den rasierten Teil der Wange oberhalb seines Vollbarts.

Ihm wurde übel.

Als er hörte, wie hinter ihnen eine Bürotür geöffnet wurde, gefolgt von Schritten auf dem Flur, stellte er sein Bein wieder auf den Boden und schob Aylin mit dem Karton zurück in die Kabine. Mit dem Ellenbogen hämmerte er auf den Knopf, der die Fahrstuhltür schloss, und atmete auf, nachdem sie zugeglitten war.

»Was wird das hier?«, zischte Duhan. Er sprach nun ebenfalls in der Sprache seiner Eltern, die auch irgendwie seine eigene war, obwohl es sich oft nicht so anfühlte. »Heute war mein letzter Arbeitstag. Turan und ich sind fertig miteinander. Also was soll das?«

Vor einiger Zeit – er war noch grün hinter den Ohren gewesen – hatte Duhan dringend Geld gebraucht. Viel Geld. Und er hatte es sich von Turan, einem vielleicht etwas undurchsichtigen, aber weithin geachteten Geschäftsmann, zu einem lächerlich günstigen Kurs geliehen. Damals hatte Duhan nicht gewusst, auf wen er sich einließ. Oder besser gesagt: Er hatte die Augen absichtlich verschlossen. Seitdem zahlte er seine Schulden nicht nur mit Geld, sondern auch mit der einen oder anderen internen Information zurück.

Doch damit würde jetzt Schluss sein.

Aylin lächelte, aber ihre Augen blieben ausdruckslos. »Glaubst du ernsthaft, deine Schuld ist beglichen, nur weil du den Job wechselst? Hano, sei nicht albern.« Das letzte Wort sagte sie auf Deutsch, doch das fiel Duhan kaum auf, denn auch er selbst flocht unbewusst immer wieder deutsche Ausdrücke in sein Türkisch ein; so war das nun mal, wenn man zweisprachig aufgewachsen war.

Trotz der Kühle im Fahrstuhl – draußen herrschte die übliche Februarkälte, und auch die Frankfurter Polizei musste wie alle Behörden Energie sparen – brach Duhan der Schweiß aus.

»Nein«, sagte er mit Nachdruck. Er würde sich nicht länger erpressen lassen. »Sag deinem Boss, ich bin raus. Ansonsten ...«

Blitzschnell schoss Aylin vor.

Mit der einen Hand hieb sie auf den Knopf für den Nothalt, mit der anderen packte sie Duhan an den Eiern.

Der Schmerz zog bis in seinen Magen, als sich ihr Griff verstärkte.

»Es gibt kein Ansonsten«, sagte sie so ruhig, als würde sie beim Gemüsehändler einen Kopfsalat bestellen. »Du wirst in den nächsten Tagen Anweisungen erhalten, und Turan erwartet, dass sie zu seiner vollen Zufriedenheit aus-

geführt werden. Ansonsten – du siehst, es gibt doch eines – werde ich Yasemin einen Besuch abstatten. Und glaub mir, du willst nicht, dass das passiert.«

Duhan wusste nicht, was sich schlimmer anfühlte: die Schmerzen zwischen seinen Beinen, die Scham, sich von einer Frau herumschubsen zu lassen, oder die Erkenntnis, dass er sein Privatleben nicht geheim halten konnte, egal, wie sehr er sich auch bemühte.

Hatte er wirklich geglaubt, er könne Yasemin vor der Welt verstecken, indem er sie bei ihrem ultraorthodoxen Vater ließ und die Heirat immer weiter hinauszögerte? Lachhaft.

»Okay«, keuchte er. »Diesen einen Gefallen, aber das war's dann. Und niemand rührt Yasemin an.« Er hatte seinen Worten einen befehlsgewohnten Ton geben wollen, doch sie klangen, na ja, als hätte ihn jemand bei den Eiern.

Was für eine Scheiße.

Aylin ließ von ihm ab und drückte erneut den Knopf für den Nothalt, woraufhin der Fahrstuhl seinen Weg ins Erdgeschoss fortsetzte.

»Du hörst von uns«, sagte Aylin. Sie verließ den Aufzug, noch bevor sich die Tür ganz geöffnet hatte.

Duhan blieb keuchend und mit schmerzenden Eingeweiden zurück. Im Spiegel an der Kabinenwand erhaschte er ein Bild von sich.

Ja, er war ein großer Kerl, ein Typ, mit dem man sich nicht gerne anlegte und der eher wie der Rausschmeißer einer Shisha-Bar als wie ein Polizeibeamter aussah. Doch im Moment wirkte er wie eine Pussy.

Breitbeinig, mit höllischen Schmerzen in den Kronjuwelen und einer Scheißwut im Bauch (beim nächsten Mal würde er die Bitch umbringen), trat er mit dem Karton auf den Armen auf den Gang.

Eigentlich hatte er durch den Hinterausgang verschwinden wollen, denn er hatte keine Lust auf die Sprüche der Kollegen von der Bereitschaft, doch da Aylin diesen Weg eingeschlagen hatte, entschied er sich für den Hauptaussgang.

Im Empfangsbereich herrschte wenig Andrang. Einer der diensthabenden Kollegen sprach mit einer offensichtlich alkoholisierten Frau, die ihren Mann wegen häuslicher Gewalt anzeigen wollte, wie sie ihm lautstark über die Theke hinweg zurief. Der Rest der Mannschaft saß gelangweilt vor den Schreibtischen und war damit beschäftigt, Berichte in die Computer zu tippen.

Einer von ihnen musste auf Turans Gehaltsliste stehen, anders hätte Aylin nicht ohne Besucherausweis zu ihm hinaufgelangen können, doch Duhan würde nicht herausfinden, wer es war. Schließlich gehörte seine Zeit in Frankfurt der Vergangenheit an.

Als er zwischen den Beamten hindurch nach hinten ging, rief einer: »Letzter Tag heute, was? Verdammt, wir werden deine hässliche Fresse vermissen.«

Die anderen lachten, doch Duhan erwiderte nichts, sondern nickte nur und trat rasch durch die Glastür hinaus in den für die Öffentlichkeit frei zugänglichen Empfangsbereich.

Er hatte die mit Wartestühlen, einem Automaten für Kaffee und einem für Softdrinks bestückte Halle zur Hälfte durchquert, als die breite Eingangstür aufging und eine junge Frau hereinkam.

Im ersten Moment dachte Duhan, sie sei mindestens so besoffen wie die Alte, die gerade dabei war, ihren Mann anzuzeigen, denn die blonden Haare der jungen Frau hingen ihr in fettigen Strähnen vom Kopf, sie schwankte stark und stank entsetzlich nach Fäkalien und Erbrochenem. Doch dann bemerkte er das Blut an ihrer Jeans und ihrer Jacke.

Duhan stellte den Karton auf einem der Tische ab, die hier überall herumstanden und auf denen Flyer lagen, die vor den Folgen des Konsums illegaler Drogen warnten.

»Was ist passiert? Geht es Ihnen gut?«, fragte er und trat auf die Frau zu. Sie war kaum älter als ein Mädchen, wie er jetzt erkannte.

Es dauerte einige Augenblicke, bis sie es schaffte, den Kopf in Duhans Richtung zu drehen. Kurz fokussierte sich ihr Blick, dann knickten ihre Beine ein, und sie kniete vor

Duhan, als sei er einer dieser katholischen Heiligen und sie auf einer Pilgerfahrt.

»Hey, Mädchen«, sagte Duhan und ging in die Hocke, um der desorientierten und ziemlich verängstigt wirkenden Frau nicht noch mehr zuzusetzen. »Kannst du mir sagen, wie du heißt und was dir zugestoßen ist?«

Von hinten hörte Duhan, wie einer seiner Kollegen ihm etwas zurief, aber er ignorierte ihn und konzentrierte sich auf die junge Frau.

»Mein Name?«, wiederholte sie und runzelte die Stirn, als sei die Antwort auf die Frage eine schier unlösbare Aufgabe. »Bachmann«, sagte sie schließlich. »Charlotte Bachmann ... Falk Bachmann ... er ist ...«

Weiter kam sie nicht. Ihre Stimme brach.

Duhans Gedanken rasten. Die Kleine war mit Bachmann, dem Arschloch vom LKA, verwandt?

Was für ein Kacktag.

Weshalb hatte er seinen Kram nicht einfach schon am Freitag abgeholt und sich das Wochenende krankgemeldet?

Bevor er weitere Fragen stellen konnte, hob das Mädchen – Charlotte Bachmann – ihren Arm und fing an, den Reißverschluss ihrer wattierten Jacke zu öffnen.

Wieder sah Duhan das Blut, das viele Blut, und noch bevor sie ihre Jacke vollständig geöffnet hatte, fiel mit einem schmatzenden Klatschen ihr Gedärm, rötlich-weiß marmoriert, auf den gekachelten Boden.